

so viel erlebt und erfahren hatte und durch so viel Stürme und Prüfungen hindurchgegangen war, nun erst zu der Tätigkeit kommt, die ihm persönlich wie auf den Leib geschnitten war: mitten in einer Zeitenwende und in einer neu sich formenden Gesellschaftsordnung wurde er der gesuchte und gehörte Großstadtseelsorger, der Versammlungsredner, Rundfunk- und Fernsehprediger, ohne den, wenigstens im rheinischen Raum, nicht leicht eine größere kirchliche Veranstaltung vor sich ging. (Dazwischen fuhr er 1949 als gewählter Definitor zum Generalkapitel seines Ordens nach Washington.)

Eine Spiegelung dieser vielseitigen Tätigkeit findet der Leser in dem genannten Buch seiner Radioansprachen „So sind wir Menschen“. Er begegnet ihr auch, wenn er in den Briefen blättert, die dem Band der „Aufzeichnungen“ beigegeben sind. Dort liest man, ehe man das Buch aus der Hand legt: „Recht herzlichen Dank für Ihre gütige Teilnahme. Ich freue mich immer, wenn ich Anerkennung finde, aber ich bin in keiner Weise gestört, wenn es blitzt und hagelt. Denn auch das kommt vor. Ich bin der Meinung, daß es mit einem Menschen schlecht aussieht, wenn er von allen anerkannt wird. Man muß Gegner haben“ (250). Er teilt dann noch mit, daß auf die letzte Fernsehsendung 267 Briefe eingelaufen sind. Fünf Tage später war er tot.

Wenn man das Leben dieses Mannes überblickt, wird man dem Kölner Domprediger Urban Plotzke zustimmen: „In den achtundsechzig Jahren, die ihm geschenkt waren, vollendete der Dominikaner P. Laurentius Maria Siemer... ein Leben und Schicksal voller Fülle und Tiefe, das Maß des Gewöhnlichen und Alltäglichen durch die außerordentliche Kraft seiner geistigen, sittlichen und religiösen Persönlichkeit übersteigend“ (7). Damit ist zugleich eine Einschränkung angedeutet: Nicht alle Mönche sind Dominikaner, und nicht alle Dominikaner sind aus diesem Holz geschnitzt. Immerhin: wie am Lebensbild eines großen Seefahrers deutlich

wird, was die Seefahrt bedeutet, so gewinnt der Leser dieser „Aufzeichnungen und Briefe“ einen Eindruck, was Mönche in unsern Tagen sind, was sie mitgemacht haben und was sie leisten.

Offenbar war bei P. Siemer von den beiden Polen, die das Dominikanertum wie alles Mönchtum bestimmen: der Kontemplation und der Aktion, die Aktion besonders betont; wenigstens lassen die Aufzeichnungen solches vermuten. Man kann wohl auch so sagen, daß er innerhalb der Phalanx der Mönche zu den Männern gehört, die, mit Führungsaufgaben betraut, neben den Oberhirten der Diözesen Verantwortung für das Reich Gottes zu tragen haben. Die Kirchengeschichte ist reich an starken Charakteren, die als Äbte, Prioren, Provinziale heilige Ordnung im Irdischen aufzurichten suchten. Welche Kraft oft von ihnen verlangt wird und welche Lasten ihnen zugemutet werden, das haben uns die sturmreichen Jahre, die hinter uns liegen, neu zu verstehen gelehrt.

Franz Hillig SJ

Die neue „Heidelberger Kultur“ und der tertiäre¹ Mensch

Erstaunliche, geradezu phantastische Mitteilungen und Folgerungen enthalten die beiden neuesten Arbeiten des Prähistorikers A. Rust: „Artefakte aus der Zeit des Homo heidelbergensis in Süd- und Norddeutschland“ (Bonn 1956 [A]) und „Über neue Artefaktenfunde aus der Heidelberger Stufe“ (Eiszeitalter und Gegenwart 7, 1956 [B]). Die Kulturüberreste der innereuropäischen Menschheit des frühen Eiszeitalters, repräsentiert durch den „Homo heidelbergensis“, sollen jetzt gefunden worden sein, und zwar in den gleichen alt-

¹ Die geologischen Perioden in die Vergangenheit zurück sind folgende: Geologische Gegenwart; Eiszeitalter oder Pleistozän mit folgenden Vereisungen: Würm-, Riß-, Mindel- und Günz-Vereisung; Tertiär mit folgenden Unterperioden: Pliozän, Miozän, Oligozän, Eozän und Paläozän; Kreide.

eiszeitlichen Flußschottern der Neckarschleife von Mauer bei Heidelberg, die 1907 die Reste des Heidelbergers, einen gut erhaltenen Unterkiefer, herausgaben. Darüber hinaus soll diese „Heidelberger Kultur“, wie Rust sie bezeichnet, in früheiszeitlichen Terrassenschottern der Donau bei Wien, der Ilm bei Weimar, des Niederrheins bei Brüggen, aber auch in Grundmoränen des Hamburger Raums und im Morsum Kliff der Insel Sylt in zahlreichen Artefakten (Steinwerkzeugen) festgestellt worden sein. Diese Kultur mit ihrem überraschend reichen Inventar unterscheidet sich im Typenbild ihrer Artefakte grundsätzlich von dem der ältesten Faustkeulkulturen. „Es will uns scheinen“, sagt Rust, „daß wir mit den Funden von Mauer zu jenen Ursprüngen hinabgelangen, aus denen die innereuropäische Menschheit als Träger von Abschlagkulturen erwachsen ist“ (A, S. 7). Diese typologisch festgefügte Werkzeugindustrie mit ihrem erstaunlichen Formenreichtum an Werkzeugen verlange nämlich eine sehr lange Anlaufzeit oder Entwicklung, deren Anfänge bis ins Pliozän, also bis in die letzte Periode des Tertiärs zurückgehen müssen. Die „Heidelberger Kultur“ fordere den tertiären Menschen, ja beweiße sogar dessen Existenz, da sie inzwischen in oberpliozänen Ablagerungen von Sülzfeld bei Meiningen (Thüringen) nachgewiesen sei. Sie setze dazu wegen ihrer Höhe eine noch ältere, primitivere „Präheidelberger Kultur“ voraus, so daß nach Rust die Existenz des Menschen im ganzen Pliozän, vielleicht sogar schon im Miozän anzunehmen sei. Das ist kurz der sensationelle und revolutionierende Inhalt der beiden Arbeiten Rusts.

Den Anlaß zur Aufstellung einer neuen „Heidelberger Kultur“ gaben verkieselte Gerölle, meist aus dichtem Buntsandstein, die Rust bei seinem ersten Besuch in der Kiesgrube bei Mauer am 18. 9. 1953 und später auch in den Kiesgruben der Umgegend als „artefaktverdächtig“ vom Boden auf, aber auch aus stratigraphisch gesicherter Lage barg. Viele der jetzt schon in die Hun-

derte gehenden Artefakte sind abgerollt, viele tragen aber auch noch scharfe Kanten. Gerade diese, noch heute verwendbaren scharfkantigen Werkzeuge sind nach Rust „die wichtigsten Zeugen für den Hochstand der handwerklichen Tätigkeit des Homo heidelbergensis“ (A, S. 15). Wie kommt es aber, daß man sie seit der Auffindung des Heidelberger Menschen im Jahre 1907, also fünfzig Jahre lang übersehen konnte? Rust führt das auf zwei Ursachen zurück. „Erstens war die Einstellung zu den Gesteinen, aus denen der Heidelberger seine Artefakte hätte herstellen können, zu stark auf die aus andern paläolithischen Stationen bekannten Rohmaterialien wie Hornstein, Jaspis, Radiolit, Flint und ähnliche Gesteine abgestimmt“ (A, S. 14). Man habe nicht bedacht, daß der Mensch der Vorzeit doch nur das Steinmaterial auswählen und verwerten konnte, das er in seinem engeren Lebensraum vorfand, und deshalb bei Fehlen von Feuerstein (Flint) auf weniger gute, aber brauchbare Materialien, z. B. auf Quarzit, verkieselten Sandstein usw., zurückgreifen mußte. „Zweitens stand die gedankliche Ausrichtung auf eine förmliche Gebundenheit an bekannte Vorbilder, vor allem an solche aus Westeuropa und damit an die Faustkeulkulturen, wohl zu stark im Vordergrund“ (ebd.). Man habe also wegen einseitiger Orientierung an den bekannten altpaläolithischen Werkzeugen mit ihrer für sie typischen Technik der Herstellung die jetzt gefundenen Stücke als Artefakte nicht erkannt oder für Pseudoartefakte gehalten. Die gesamte „Heidelberger Kultur“ gehört nämlich nach Rust nicht in den Kreis der Industrien mit Biface-Technik, bei der die Werkzeuge von zwei Seiten her (an der gleichen Kante) zurechtgeschlagen werden, wie bei den bekannten Kulturen des Acheuléen, Moustérien usw., deren Geräte dazu uniform zugerichtet sind. Sie ist vielmehr eine Abschlag- oder Geröllindustrie, bei der sich keine Kernsteine finden. Sie nimmt deshalb nach Rust eine scharf gesonderte und isolierte Stellung ein und weist auf eine geschlossene

innereuropäische Menschheit mit eigenständiger Kulturentwicklung hin.

Im Durchschnitt messen die Artefakte 10–14 cm in der Länge bei einer Stärke von 3–7 cm. Kleinformen sind 5–7 cm lang und 2 cm dick. Die größten Geräte erreichen 25 cm Länge, 19 cm Breite und 8 cm Höhe. Insgesamt erscheinen sie sehr uneinheitlich. Das liegt nach Rust nur an der natürlichen Umrißform der Werkzeuge. Die Retuscheführung sei dagegen überraschend individuell ausgerichtet. Eine Fülle von Typen, mit denen verschiedenartige Arbeitsgänge ausgeführt werden konnten, weiß Rust unter den bisher gefundenen Stücken zu unterscheiden: Schaber, Spitzgeräte, Nasenschaber, Stichel, Hobel und geschränkte Säge. Die Schaber gliedert er weiter in unregelmäßige Schaber, Würfelschaber, Bogenschaber, Hohlschaber, Doppelbuchtshaber, Hochkratzer und kombinierte Schaber. Dieses „reich gegliederte Repertoire an steinernen Spezialtypen“ zeuge, wie Rust betont, von einer Tradition, von einem festgefügtten Brauchtum im handwerklichen Schaffen und von einer weitaus regeren handwerklichen Betätigung des früheiszeitlichen Menschen, als wir im allgemeinen anzunehmen geneigt seien. Es ließe „ermessen, wie umfangreich und vielfältig der Bestand an hölzernen Gebrauchsgütern gewesen sein dürfte, die dieser Urmensch entwickelt hatte, um inmitten der frühpleistozänen Umwelt bestehen zu können“ (A, S. 15).

Außer in den Kiesen von Mauer hat Rust im November 1954 einige Artefakte der „Heidelberger Kultur“ in den alteiszeitlichen Ilm-Terrassenschottern von Süßenborn bei Weimar und einige weitere, die Windschliff zeigten, in den „ältestdiluvialen“, d. h. wohl vorgünzeiszeitlichen Schottern des Niederrheins im Raume Brüggen gefunden. Unter den von Mohr seit Jahren in den alteiszeitlichen Donauterrassen bei Wien gesammelten vermutlichen Artefakten stellte Rust ebenfalls zweifelsfreie Werkzeuge der „Heidelberger Kultur“ fest und vertritt jetzt die Auffassung, „daß es gelingen wird, in den Schottern der Do-

nau bis zur Mündung und über diesen Raum auch ostwärts hinaus fündig zu werden“ (B, S. 180). Damit ergäbe sich eine bedeutsame Erweiterung des Lebensraums des Heidelbergers in den eurasiatischen Kontinent hinein.

Auch in Norddeutschland, besonders in Schleswig-Holstein, glaubt Rust die „Heidelberger Kultur“ entdeckt zu haben. In diesen vom Eise mehrmals überfahrenen Gebieten gibt es natürlich keine alten Flußtäler, die seit dem Beginn des Eiszeitalters Wasser führten und in deren Kiesen sich wie in Mauer Artefakte der früher an den Wasserläufen lebenden Bewohner befinden. Das mehrmals vorrückende Eis vertrieb nicht nur die dort während der Interglaziale lebenden Menschen, es zerstörte auch das interglaziale Oberflächenrelief und lagerte die oberen Bodenschichten mehrmals um. Bei diesem Vorgang wurden viele Artefakte vernichtet, manche aber auch von der Grundmoräne aufgenommen, mitgeführt und einmal oder mehrmals umgelagert. Um Werkzeuge des frühen Eiszeitalters aus diesen Gebieten zu erhalten, kommen deshalb in erster Linie die Grundmoränen, und zwar der Mindel-Vereisung in Frage, die aber z. Zt. nur an einer Stelle (bei Harvighorst in der Nähe von Hamburg) erschlossen sind. Jedoch könne man sie auch, wie Rust meint, in den jüngeren rißeiszeitlichen Ablagerungen finden, da diese vielfach aufgenommene Bestandteile mindelglazialer und noch älterer Ablagerungen enthalten. Das Suchen Rusts, besonders in den aufgeschlossenen Grundmoränen der Riß-Vereisung am Elbeufer in der Nähe von Hamburg, hatte unerwarteten Erfolg. Dutzende von Artefakten wurden geborgen. Auch gelang es, über 2000 vorzügliche Artefakte, die fast alle Windschliff zeigten, im Raume Hamburg-Ahrensburg an der Oberfläche der Würm-Moränen und in ihnen aufzufinden. Ebenso lieferte das Morsum Kliff auf der Insel Sylt eine Reihe ähnlicher Werkzeuge. Insgesamt steht aus dem Bereich des nordischen Vereisungsgebietes heute ein Studienmaterial von meh-

rerer tausend Geräten zur Verfügung. „Wenn sich die Funddichte von altpleistozänen oder oberpliozänen Artefakten, wie wir sie auf engstem Raum bei Hamburg erarbeiteten, als für das ganze nordische Moränengebiet gültig erweisen sollte, so war Nordeuropa in der plio-pleistozänen Übergangszeit (und wahrscheinlich auch im Oberpliozän) fraglos eines der dichtestbesiedelten Gebiete der Erde“ (B, S. 190).

Rust hält die Artefakte des norddeutschen Gebietes für sehr alt, vor allem deswegen, weil sie nicht aus Feuerstein (Flint) bestehen und deshalb aus einer flintarmen oder flintsterilen Periode vor der Mindel-Vereisung stammen müßten. Da sie sich technologisch nicht einem Biface-Kulturkreis, sondern nur einer Abschlags- oder Geröllkultur zuweisen und sich dazu einer den Funden von Mauer „engstens verwandten Typenskala“ (B, S. 32) einordnen lassen, sieht Rust keine Schwierigkeit, diese norddeutschen Artefakte der „Heidelberger Kultur“ einzugliedern, deren Verbreitungsgebiet sich damit vom Raum um Wien bis nach Schleswig-Holstein hinein erweitert. Die typenformliche Einheit und Geschlossenheit dieser Industrie spricht nach Rust dazu für einen einheitlichen Träger, den er im „Homo heidelbergensis“ sieht. Er soll die Gebiete besiedelt haben, die kontinentwärts vom atlantischen Siedlungsbereich der Faustkeilkulturen liegen, also „das ganze kontinentale Europa, den Balkan eingeschlossen, den Pontischen Raum und wahrscheinlich auch große Gebiete Nord- und Westasiens, sofern sie nicht wild-arme Wüstengebiete waren“ (B, S. 189).

Um nun „eine werkzeugtechnisch so klar und fest umrissene Industrie erwachsen zu lassen, wie sie z. B. aus Mauer vorliegt, bedurfte es in der Frühzeit der Menschheitsentwicklung“, wie Rust auf Grund seiner evolutionistischen Auffassung vom Werden der menschlichen Kulturen folgert, „einer Anlaufzeit von einigen Hunderttausend (oder gar von Millionen) Jahren“ (B, S. 186). Rust ist deshalb der Ansicht, „daß wir mit dem typologischen Leit-

faden der Heidelberger Industrie beträchtlich weit ins Pliozän hinunter gelangen werden ...“ (B, S. 190). Dies scheinen zahlreiche Werkzeugfunde zu bestätigen, die Rust im Juni 1956 in allem Anschein nach oberpliozänen Ablagerungen einer Kiesgrube bei Sülzfeld nahe Meiningen in Thüringen machte. Diese Schotter sind ungemein reich an Artefakten. Rust schätzt das dortige Vorkommen (wie übrigens auch das in der Neckarschleife bei Mauer) auf einige hunderttausend. Alle Fundstücke zeigen typologisch das Gesamtbild der „Heidelberger Kultur“. Damit hätten wir Kenntnis von einer Industrie, „die sich am Ende des Tertiärs als typologisch festgegründet und in den Einzelformen als einem geregelten, handwerklich straff geordneten Spezialwerkzeugbestand eingefügt aufweist“ (B, S. 191). Da nun in der Frühzeit, so folgert Rust im Sinne seiner evolutionistischen Einstellung weiter, „weder an körperbauliche noch an geistig kulturelle mutative Großsprünge zu denken ist, sind wir daher der Auffassung, daß es gelingen wird, in Europa Kulturreste von Prä-Heidelberg-Industrien (und damit auch Körperreste ihres Trägers) aufzufinden, die zwei oder mehrere Millionen Jahre zurückgehen. Wir sehen bisher keine Hinweise“, so fügt Rust noch hinzu, „die erwägen ließen, daß der Artefakte führende Mensch im Pliozän oder Miozän aus Afrika oder Asien nach Europa eingewandert sein müßte“ (ebd.). Im Gegenteil! „Da der Mensch während der Auswirkung der frühpleistozänen glazialen Veränderungen Europa mindestens teilweise räumen mußte, scheint es nicht abwegig anzunehmen, daß die verdrängten ‚Ureuropäer‘, vielleicht solche vom Heidelberger Typus, nicht unwesentlich zur Anreicherung der ältesten Geröllkulturen in Afrika beigetragen haben“ (B, S. 190). Diese decken sich nämlich nach Rust typologisch fast völlig mit der „Heidelberger Kultur“.

Das sind die erstaunlichen, ja phantastischen Aussagen und Hypothesen Rusts. Für jeden, der mit dem prähistorischen und paläanthropologischen Stoff

vertraut ist, sind es revolutionierende Ideen, die althergebrachte Auffassungen umstürzen. Ein solches Ausbrechen aus gewohnten Geleisen kann auf die Wissenschaft eine aufrüttelnde Wirkung haben, birgt aber auch Gefahren und erzeugt Ablehnung und Widerspruch, und das um so mehr, wenn es sich wie hier um wesentliche Belange der Menschheitsgeschichte handelt. Die Skepsis gegenüber der plötzlich in dieser Überfülle und in so weiten Räumen entdeckten „Heidelberger Kultur“ ist deshalb in wissenschaftlichen Kreisen erheblich. So betont z. B. Prof. Woldstedt, der Herausgeber des Jahrbuches „Eiszeitalter und Gegenwart“ der Deutschen Quartärvereinigung, ausdrücklich, er habe sich nur deshalb trotz schwerer Bedenken entschlossen, die Arbeit von Rust aufzunehmen, weil er sich von dem zu erwartenden Widerspruch und der dadurch in Gang kommenden Diskussion eine Klärung mancher Frage verspreche (B, S. 219).

Die entscheidende Frage ist natürlich die nach der Echtheit oder nach der wirklichen *Artefaktnatur* des von Rust massenweise vorgelegten Materials. Wäre sie ohne weiteres zu erkennen und zweifelsfrei zu belegen, dann hätte man die jetzt so zahlreich gefundenen Stücke nicht jahrzehntelang übersehen oder als Pseudoartefakte wieder beiseite geworfen. Leider ist aber, wie Narr² betont, die Unterscheidung zwischen reinen Naturprodukten und echten, aber in einfacher Technik hergestellten Artefakten, was ja von den Stücken der „Heidelberger Kultur“ gelten soll, „ein äußerst heikles Kapitel“. Es gibt da eine Grenze, „unterhalb der menschliches Wirken nicht mehr mit Sicherheit als solches zu erkennen ist, wenigstens nicht durch formal-qualitative Kriterien“ (S. 24). Gerade bei den ältesten „Geröllindustrien“ Afrikas (Earliest Kafuan) mit ihren „einfach zerschlagenen und, im günstigsten Fall, nur in einer einzigen

Richtung behauenen Geröllern“ (van Riet Lowe), die sowohl durch Menschenhand aber ebenso auch durch Druck oder Stoß natürlich entstanden sein können, gehen die Meinungen auseinander. Sie liegen schon unterhalb dieser Grenze. Das gilt auch von der „Heidelberger Kultur“, da ja nach Rust deren Inventar den afrikanischen „Geröllindustrien“ typologisch fast völlig gleicht. Man wundert sich deshalb, daß Rust die „Heidelberger Kultur“ immer wieder als „typologisch hochgeschraubt“, als „beträchtlich differenziert“ und „reich gegliedert“ bezeichnet oder als „eine Industrie, die ein festgefügtes Typengepräge trägt im Sinne eines gewissen kulturellen Hochstandes“, obwohl auch sie nur aus grob und einseitig zurechtgeschlagenen, wenig retuschierten Geröllern besteht, die sich ihrer Form nach nicht eindeutig von Naturprodukten unterscheiden lassen. Die vordringlichste Aufgabe besteht deshalb darin, den überzeugenden Nachweis zu erbringen, daß die jetzt zu tausenden vorliegenden Stücke tatsächlich von Menschenhand bearbeitet und zugerichtet wurden. Sonderbarerweise geht Rust auf diesen Kernpunkt überhaupt nicht ein. Er setzt kurzerhand die Artefaktnatur sämtlicher Stücke voraus. Ihre Echtheit wäre aber nur dann ohne weiteres anzunehmen, wenn diese grob zugerichteten Gerölle in ursprünglicher Lagerung, etwa an verlassenem Rastplätzen zusammen mit Tierknochen, Brandresten usw., gehäuft aufgefunden worden wären. Jedoch entstammen alle sogenannten Artefakte der „Heidelberger Kultur“ bisher ausnahmslos sekundären Lagerstätten, nämlich den Terrassenschottern der Flüsse und den Grundmoränen der Gletscher.

Neben diesen Schwierigkeiten, die sich aus der Form und dem Zustand der als Werkzeuge bezeichneten Stücke ergeben, lassen sich auch Bedenken geologischer Art, besonders was die norddeutschen Funde betrifft, ins Feld führen. „Wie sollte es möglich sein“, so fragt z. B. Woldstedt, „daß in einer Grundmoräne ein geschlossener Arte-

² K. J. Narr, Die Anfänge der Geschichte. Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 1957, Heft 1, S. 16—36.

faktenbestand nicht nur nach einmaliger, sondern sogar nach mehrmaliger Umlagerung erhalten bleiben kann? Das widerspricht zum mindesten allen bisherigen Erfahrungen der norddeutschen Glazialforscher“ (B, S. 219). Spuren eines bestimmten Gesteins ließen sich zwar noch in unmittelbarer Nachbarschaft seines Ursprungsortes in der Grundmoräne nachweisen. Sie nähmen aber mit zunehmender Entfernung sehr schnell ab. Es müßten deshalb Lagerplätze mit ungeheuren Mengen von Artefakten vorhanden gewesen sein, wenn sie in solcher Konzentration, wie sie von Rust aufgefunden wurden, vorkommen sollen. Selbst wenn das noch möglich sein sollte, so entfielen dafür bei einer zweiten oder dritten Aufarbeitung oder Umlagerung jede Wahrscheinlichkeit. Man sieht, das ganze phantastische Hypothesengebäude, das Rust auf der „Heidelberger Kultur“ aufbaut, steht noch auf keinem sicheren Grund. Erst müssen überzeugende Beweise für die Echtheit der „zugerichteten“ Gerölle und damit für die Existenz der „Heidelberger Kultur“ erbracht werden. Es ist das eine sehr schwierige, aber auch bedeutsame Aufgabe. Es können nämlich jetzt an Hand von europäischem Material Erfahrungen gesammelt und Methoden entwickelt werden, die die Unsicherheit in der Beurteilung alter „Geröllindustrien“ zu vermindern, wenn auch wohl kaum ganz zu beseitigen vermögen.

Aufregender als die Aufstellung einer besonderen, selbständigen innereuropäischen „Heidelberger Kultur“, die sich von den bisher bekannten Biface-Kulturen scharf unterscheidet, ist wohl die Hypothese vom tertiären Menschen. Rust stellte sie wohl zunächst auf Grund einer Vorentscheidung evolutionistischer oder, wie Narr mit Recht sagt, „kulturdarwinistischer“ Art auf, da er eine Evolution in kleinen unmerklichen Schritten durch lange Zeiträume hindurch nicht nur für den Körper, sondern auch für das geistige Leben und die Kultur des Menschen vertritt, wie die oben zitierten Texte bereits zeigten.

Darum muß er beträchtlich lange Anlaufzeiten für die Entwicklung einer typologisch so hochgeschraubten Industrie, wie sie die „Heidelberger Kultur“ darstellen soll, verlangen und ihre Wurzeln im Tertiär suchen. Sie müssen aber tief im Tertiär liegen, da Rust die „Heidelberger Kultur“ in ihrer vollen Ausbildung schon in den oberpliozänen Schottern von Sülzfeld gefunden und damit zugleich auch den Beweis für die Existenz des tertiären Menschen erbracht zu haben glaubt. Ihre Vorgängerin, die postulierte primitive „Präheidelberger Kultur“, müßte also noch Millionen Jahre, wie Rust meint, weiter zurückliegen und einmal in den Schichten des frühen Pliozäns oder gar des Miozäns zu entdecken sein. Auch damals schon hätte der Mensch als Hersteller der präheidelberger Artefakte gelebt. Noch früher wäre das „eolithische Kulturniveau“ Rusts anzusetzen, auf dem „der werdende Mensch“, wie Rust es sich vorstellt, „Äste vom Baume brach, um sie mit dem (Stein-)Messer oder dem Schaber zu entrinden, anzuspitzen oder handlich zu glätten, um in dem Besitz seines Gesamt Waffenbestandes, zu Speer und Keule zu gelangen“ (A, S. 37).

Lassen wir diese unbewiesenen und abzulehnenden „kulturdarwinistischen“ Vorstellungen Rusts auf sich beruhen! Auch ohne sie bedeuten seine Darlegungen über die „Heidelberger Kultur“ und ihre räumliche und zeitliche Verbreitung eine derartige Revolutionierung unserer bisherigen Auffassungen, daß man ihnen, wie Narr mit Recht sagt, „mit einem gerüttelten Maß an Skepsis wird begegnen müssen, solange nicht eingehende Untersuchungen die Behauptung der Artefaktnatur der fraglichen Stücke bestätigen“ (S. 29). Wir werden abwarten müssen, ob diese prähistorisch-paläanthropologische Sensation tatsächlich unser Bild von den Anfängen der Menschheitsgeschichte neu zu gestalten vermag oder ob sie in Nichts zusammenfallen wird und mit ihr die „Heidelberger Kultur“ und der tertiäre Mensch.

Paul Overhage SJ